Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

133 (12.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Der pensionierte Rechnungsrat

Herr Willi Klahm wurde ebenfalls bei der großen Sparsamkeitswelle mit erfaßt. Nicht, daß man ihm sein Brot nahm. Man konnte ihn nur pensionieren. Herr Willi Klahm machte sich diese und seine Gedanken, er sprach aber mit seinen Kollegen nie über die Sache, denn das jene beseligende Gefühl des Verschontseins war ihm von früheren Abbau-Eskapaden aus seinem eigenen alternden Herzen zu bekannt. Sollte er in Kaffee reisen, Versicherungen aufnehmen, allen Bekannten eine Plage? Abschriften tippen, zwanzig Zeugnisse für eine Mark? Krämern und Drogisten die Bücher führen? Man konnte nur, wenn man vernünftig war und anderen, die nichts hatten, auch das nicht noch nehmen wollte, zu Hause bleiben und aus dem Fenster auf die Straße sehen. Man kroch in die Hausjoppe, schmökte ein Pfeifchen, holte die vergilbten Jahrgänge der Familienzeitung; las einen Witz und sah vom Fenster aus einem Hunde bei seinen Geschäften und einem Radfahrer bei tollen Kapriolen zu. Auch ein Leben. Man wurde von allen Leuten gegrüßt und geachtet und bekam Ultimo vom Geldbriefträger die Pension. Lene klapperte in der Küche mit den Töpfen. Sie gingen auch oft Arm in Arm — man war ja zufrieden miteinander, hatte sich nie gezankt und sagte „Alte" und „Alter" zueinander — durch den Park und in einem kleinen Bogen durch eine vornehme Straße zurück.

Herr Willi Klahm, achtundsechzig Jahre alt, rüstig, pensionierter Rechnungsrat, erfuhr auf einem dieser Wege, daß seine einzige vor zehn Jahren fortgegangene Tochter einen Lehrer geheiratet und einem Sohne das Leben geschenkt hatte, in Mecklenburg. Ein Nachbar hatte dort Verwandte und konnte den Brief zeigen. „So fahr doch hin, Alter", meinte Lene beim Abendbrot. „Für zwei ist es zu teuer, und einer muß ja auch auf die Wohnung achtgeben ... Du willst ohnehin gern ein gutes Wort bei dem Mädel anbringen!"

Nach vier Tagen kam er zurück. Enttäuscht, müde, überanstrengt. Abends um halb zwölf. Lene war noch wach und las in den „Fliegenden", Jahrgang 1893. „Nun, wie geht es dem Kind?"

„Sie haben da ein Haus; sie sind zufrieden; der Lehrer schreibt sogar einen Roman, und es kann sein, daß er ein großer Mann wird so klug redet er. Das Mädel? Guten Tag, Papa, sagte sie, wie geht es dir, Papa? Und im Amt? Nun, du bist pensioniert. Du hast Dir Deine Ruhe verdient, sagte sie, Du bist ja auch ein alter Mann! Gelacht hat sie, mir einen Kuß gegeben und ist eingeschlafen — eine große, starke, fremde Frau, mit einem großen, fremden Mann und einem Baby. Sorgen kennt sie nicht. Ich bekomme meine Pension. Wozu bin ich noch da? Zum Essen, zum Schlafen und Geldquittieren. Das Leben geht anders herum".

Lene, so spürte Herr Willi Klahm plötzlich, schlief — wohl beruhigt durch seine Rückkehr. Er aber konnte nicht schlafen. Er ging in die zwei vorderen Zimmer. Da stand im Lichte der Straßenlaternen — gelbdunstig kam es schräg herein — der Nußbaumsekretär, der Bücherschrank mit Schiller und Wieland und Lenes Marlittbänden. Der Regulator tickte unerbittlich: die Palme dünstete. Nichts, so sagte sich Herr Klahm, ist hier noch zu ändern. Gefügt steht die Wohnung, das Leben, das Nichtstun. Ich muß, ich muß aber wieder etwas ein weniges schaffen, denn sonst muß ich mich gleich hinlegen und sterben. Wer fertig ist, wer nichts vor sich hat, der soll die Türe zumachen und braucht kaum Abschied nehmen — so ist es doch!

Natürlich wollte er Anderen das Brot nicht nehmen — aber ohne Arbeit, ohne einen Sinn vor sich und ein Ziel in sich, das ging nicht an! Früher, da hatte er für die Gehaltsklasse, für die Beförderung, für die Tagespflicht und die Verantwortung, für ein Kleid seiner Frau und für einen Stuhl im Wohnzimmer geatmet, geschafft, gewerkelt, gesorgt. Für des Mädels lachende Augen ...

Es wurde vier Uhr nachts und halb fünf. Mit einem Streichholz in der Hand wollte sich der alte Herr ins Schlafzimmer tasten. Gelb flammte das kleine Licht gegen die Tür — die Tür — ja — jetzt kletterte er auf den Stuhl, entzündete die Gasflamme, stieg hinab, blickte auf Farbe und Holz der Tür ... und dann ging er schlafen.

Um zehn Uhr am nächsten Morgen trat er in den Laden der Drogerie Fortuna und verlangte einen Pinsel, so klein und dünn es ihn nur gäbe, dazu Spiritus und Farbe und Lack. Erstaunt über den seltenen Gast bediente der Drogist. „Ja, Herr Klahm, das hat früher alles nur ein paar Groschen gekostet." Der pensionierte Beamte nickte zu den Worten: „Es ist alles anders geworden", nahm sein Paketchen, ging und schob sich zu Hause mit einem zerschundenen Ueberrock in die Küche, wo alsbald ein Rühren und Mischen begann, daß Lene ganz erstaunt in die silbernen Konservenbüchsen blickte.

Als sie von ihren kleinen Einkäufen zurückkam, trat mit ihr der Geldbriefträger in die Wohnung. Beide machten erstaunte Augen. Herr Willi Klahm hatte sich über und über mit Weißlack beschmiert und strich ganz langsam und bedachtsam mit einem Pinsel, so klein, als stammte er aus einem Kindermalkasten, über das Holz der Türe, tunkte wieder ein und setzte einen dünnen Strich an den anderen.

Der Geldbriefträger lachte ihn an: „Nanu, Herr Klahm, wollen Sie die Wohnung renovieren? Aber mit dem Pinsel kommen sie nicht vom Fleck!" Der Rechnungsrat legte sein Malzeug aus der Hand, quittierte die Postanweisung und sagte ruhig: „Was und wer kommt denn vom Fleck, Herr zukünftiger Finanzrat? Kommen Sie vom Fleck? Seit zwanzig Jahren laufen Sie in die gleichen Häuser. Warum sind Sie nicht neunzehn Jahre und dreihundertvierundsechzig Tage zu Hause geblieben und haben gewartet, bis all das Geld zusammen war für ihren Bezirk? Warum haben Sie siebentausendmal einen Weg gemacht, wenn Sie heute denselben Weg auf einmal erledigen könnten? Ich will es Ihnen sagen: weil jeder Mensch etwas vor der Hand haben muß, um damit fertig zu werden — das ist es. Und genau, wie Sie siebentausendmal einen Weg gehen, so streiche ich siebentausend Striche an einer Tür. Die Wohnung ist da, die Möbel stehen, aber die Türen müssen wieder Farbe haben. Und wenn ich so weiter male, dann kann ich hundert Jahre alte werden; so lange habe ich noch daran zu tun. Damit nehme ich niemandem ein Stückchen Brot weg, und meins esse ich wieder in Behagen. Darf ich das denn nicht?"

Der Geldbriefträger nahm wortlos die Quittung, zählte das Geld auf den Tisch und ging. Im Treppenhaus blieb er stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Siebentausendmal war er in diesem Hause gewesen. Herrgott, es stimmte ja — aber die Sache hatte doch einen Haken: wenn er nicht wiederkäme vor abermals zwanzig Jahren, dann müßte doch Herr Willi Klahm verhungern ... und dabei will der hundert Jahre alt werden! Warum hatte er die Antwort nicht bereit gehabt? Sollte er umkehren? Nun, nächstes Mal wollte ers dem komischen Kerl sagen — die Leute haben so Einfälle und denken nicht darüber nach.

Bei seinem nächsten Kommen nahm Frau Klahm das Geld für ihren verstorbenen Mann in Empfang. Der Postbote blickte zufällig auf die Schlafzimmertür — es war gerade eine Füllung dünn überstrichen. Frau Klahm sah seinen Blick und sagte dünn: „Hätte er nur einen großen Pinsel genommen! Ich glaube, er hat den Schlaganfall bekommen, weil er die öde Streicherei nicht mehr ertragen konnte. Wissen Sie, der Mensch darf nicht ahnen, daß er fertig ist; sonst wird er nicht hundert Jahre alt!"

Der Geldbriefträger ging auf die Straße hinunter, zum siebentausendunddreißigsten Male. Er merkte, daß er langsam und unmerklich, wie ein Pinsel streicht, seiner Pensionierung entgegenwanderte.

Walter Anatole Persich.

Badisches Landestheater

Volksbühne: Aida

Den Nieten gegenüber, die die Volksbühne in ihren Opernspielplan aufgenommen hatte, war die Aida ein vollwertiger Ausgleich. Die Lebenszeit Giuseppe Verdis, des größten Musikers, den Italien im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, während 1813 bis 1901. Verdi galt in seinem Vaterlande als revolutionärer Komponist. Er hat die Oper vom tändelnden Rokokostil befreit und ihr durch den geschichtlichen Stoff, den er vertonte, ein klassisches Gepräge gegeben. Seine überaus starke musikalische Begabung drängte ihn zur Formung volkstümlicher Melodien. Daß er sich dieser Begabung selbst durchaus bewußt war, und mit diesem Pfund wucherte, zeigt folgendes nettes Geschichtchen: Als Verdi seinen Rigoletto einstudierte, fiel dem Tenor auf, daß in seinem Part eine Bravourarie fehle. Er machte den Meister darauf aufmerksam, der ihn von einem Tag auf den anderen vertröstete. Aus guten Gründen. Die verlangte Arie war nämlich das heute auf den Grammophonplatten festgehaltene unsterblich gewordene Lied: „La donna e mobile" (Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen").

Verdi befürchtete mit Recht, daß, wenn diese Arie schon vor der Uraufführung des Rigoletto bekannt würde, sie sofort auf allen Kanälen Vendigs geträllert und gepfiffen würde. Darum gab er sie erst am Tage vor der Uraufführung heraus unter Verpflichtung des gesamten Opernpersonals, die Melodie nicht weiter zu tragen. Wie sehr er mit dieser Voraussicht im Recht war, zeigte die Aufführung, die ihm jubelnden Beifall einbrachte und die einprägsame Volkstümlichkeit dieser Melodie, die schon am nächsten Tage auf aller Lippen war.

Die Aida ist nicht so volkstümlich. Und doch kann man schon heute voraussagen, daß unter allen Verdiopern ihr neben Falstaff wohl das längste Leben beschieden sein wird. Das liegt ebenso an ihrem Textbuch, mit seinen starken dramatischen Effekten, wie an ihrer überreich quellenden farbenprächtigen Musik, deren exotisches Kolorit auf den Hörer einen bezwingenden Zauber ausübt. Wie alle anderen Verdiopern ist die Aida auf Bestellung gemacht. Der Vizekönig von Aegypten verlangte sie zur Einweihung des Suezkanals für sein europäisches Theater. Trotzdem merkt man der Aida nichts Gewolltes an. Sie ist aus einem Guß geformt, ihre Menschen sind aus Fleisch und Blut, die Leidenschaft, die in Liebe und Haß in ihnen lebt, blüht auf in der wundersamen Musik, die tausendfältig verstärkt, an das Herz des Hörers greift. Man hat der Aida vorgeworfen, daß ihre Musik zu elegisch sei, daß die Schwere ihres Geschehens sich beklemmend auf das Gemüt des Zuschauers lege. In diesem Vorwurf sehen wir heute einen Vorzug. Auch die Oper ist aus einer leichten Unterhaltungsware zu einer ernsten Angelegenheit geworden, auch von ihr will der Hörer mitgerissen sein, ihre Handlung soll Sinn und Würde haben. Diese beiden Forderungen erfüllt die Aida in hohem Maße. Der Konflikt, der sich zwischen ihren Hauptgestalten abspielt, ist weder sentimental, noch romantisch, noch klassengebunden, er ist rein menschlich und wird sich in wechselnden Formen immer wieder abspielen. Die Liebe zwischen Radames und Aida, die den Feldherrn zum Verrat an seinem Volke zwingt, führt gerechterweise zu seinem Untergang. Die Tragik dieser Lösung wirkt wohl beklemmend, aber doch auch wieder befreiend, weil menschliche Schuld in ihr ihre Sühne findet.

Von dem Wert dieses Stoffes war der gereifte Komponist, der im 60. Jahre die Oper schrieb, selbst überzeugt. Daher hat er eine Musik dazu geschaffen, neben der all seine andern Partituren verblassen. Es ist ein Werk, das allen Anforderungen, die man an eine Oper stellen kann, in vollem Maße gerecht wird. Von wunderbarer Schönheit sind die Priesterchöre und das Tempelzeremoniell bei der Schwertweihe. Der Rhythmus der Melodie und der Farben wird unterstrichen durch die lineare Körperbewegung des Balletts, das in seiner mystisch fast schemenhaften Ausdeutung der Stimmung eine besondere Weihe gab. Die feine Künstlerschaft Fürstenaus zeigte sich in der Konzeption dieses Bildes, das in seiner naturgetreuen, rhythmisch so sinnfälligen Verlebendigung, der Aufführung eine wertvolle Note gab. Keine einzige Partiturseite dieser Oper fällt aus dem Rahmen. Selbst die Siegesfanfaren beim Einzugsmarsch können die heraufdämmernden Schatten der Verwicklungen nicht zerstreuen. Es scheint uns durchaus im Sinne des Komponisten zu liegen, daß nicht mit den stärksten Mitteln der Triumphzug illustriert wurde. Die leichtfaßlichen und volkstümlichen Weisen, die trotz des ernsten Charakters dieser Musik, auch die Aida-Partitur aufzeigt, man denke an die Arie „Holde Aida", an die Nilszene, an das große Liebesduett am Schluß, treten nicht so auffällig in die Erscheinung, weil das ganze Werk auf einem ungewöhnlich hohen Niveau steht.

Generalmusikdirektor Krips hat das Werk glänzend vorbereitet. Weil sein Stil anderer Art ist, wie der der übrigen Verdiopern, verlangt es auch eine besondere Auslegung. Durch eine straffe rhythmische Zusammenfassung vermied der Dirigent alle süßlichen Entgleisungen und brachte die Oper in wirkungsvoller Plastik heraus. Else Grünwald-Seifert gab der Amneris eine hoheitsvolle Gestaltung, ihre Darstellung bei der Gerichtsszene wirkte erschütternd. Stimmlich hatte die Künstlerin große Momente, doch wünschte man sich eine ausgeglichenere Wiedergabe. Fine Reich-Dörich war überzeugend als Aida. Ihre Stärke liegt in der hochdramatischen Gestaltung, dort, wo sich kräftig akzentuierter Gesang und Darstellung miteinander vermählen können. Im Piano und Mezzo dagegen verliert die Stimme ihren Wohllaut, sie versackt. Auch Theo Strack hatte gute Momente als Radames, doch schien der Künstler unter einer starken Indisposition zu leiden. Adolph Schoepflin verlieh dem Oberpriester sein fülliges Material und eine würdevolle Gestaltung. Carsten Oerner hat sich in der Verkörperung des Amonasro von der üblichen Schablone frei gehalten und in seinem Aethiopierfürsten eine starke persönliche Prägung geschaffen. Gesanglich wie darstellerisch war seine Verlebendigung eine Meisterleistung. Viktor Hospach als König sang die nicht leichte Partie mit ungewöhnlicher Sicherheit. In den kleinen Rollen eines Boten und einer Priesterin bewährten sich Eugen Kalnbach und Else Blank.

Die Ergriffenheit des Volksbühnenpublikums, die sich schon darin zeigte, daß während der zweiten Pause fast niemand den Zuschauerraum verließ, dokumentierte sich in lautloser Aufmerksamkeit und herzlichem Beifall, der nach jedem Aktschluß gespendet wurde.

St.

ALOIS NOLD

DIE HÖLLE VON CAYENNE

Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH. Karlsruhe

Nachdruck verboten

Landschaftlich war die Gegend nicht unschön. Es ging durch Rebenanlagen, dann wieder durch Weideland, wo Rinder und Kühe friedlich weideten. Aber, wer hatte in dieser gedrückten Stimmung Interesse an der Landschaft? Wir waren ja schon Legionäre!

Bei Ankunft in Sidi bel Abbès hatte sich bereits der Tag geneigt. Es war dunkel geworden. Mir war dies gleichgültig. Auf dem Bahnhof wurden wir zunächst von einem Korporal, einem Deutschen, wiederum abgezählt; mit einem „Gut" wurde die Personalliste für richtig bestätigt. Außer von diesem Korporal wurden wir noch von einem Adjutanten und etwa 18 bis 20 Legionären erwartet, die mit aufgepflanztem Seitengewehr auf dem Bahnhof standen. In wenigen Augenblicken waren wir zur Marschtruppe aufgestellt. Unter Führung des Adjutanten, eskortiert von zwanzig Legionären, die eine durchaus feindselige Haltung gegen uns zur Schau trugen, ging es im Eilmarsch durch die Bahnhofstraße der Kaserne zu. Das Gebäude ist hufeisenförmig angelegt und mit einem starken Drahtverhau umgeben. Eine gewaltige Mauer vervollständigt das Bild eines großen Gefängnisses.

In der Kaserne wurden wir sofort in die „Kompagnie Oran", das ist die Kompagnie ohne Waffen, eingereiht. Wir bekamen Brot und Konservenfleisch, das sehr gut schmeckte. Dann wurden wir in unsere einstweiligen Quartiere geführt. Es waren dies riesige Saalbauten, rechts und links vom Hauptgange gelegen, der durch die Kaserne führt. Die Säle hatten jedoch keine Türen. In der ersten Zeit fanden wir dies komisch, aber schon nach wenigen Tagen hatte sich unser Auge an diese Einrichtung gewöhnt. Punkt neun Uhr erschien unser Korporal, zählte die Leute ab und wies jedem Legionär seine Schlafstelle an. Die Betten waren nach dem Muster der deutschen Kasernen ausgerüstet. Man konnte sich schon auf ihnen ausruhen, besonders wenn man recht müde war!

Am nächsten Morgen wurde um halb sieben Uhr geweckt. Ich ging zunächst zum Waschen an einen Wasserhahnen. Ein älterer Legionär brachte mir auch Kaffee, der ohne Brot und ohne jede Zutat eingenommen wurde. Nach einer Stunde wurden wir dem Sergeantenmajor, dem Feldwebel, vorgestellt, der uns zunächst von unten bis oben beaugenscheinigte. In einer kurzen Ansprache empfahl er uns, während unserer Legionärzeit gute Führung zu halten. Dann sei es bei der Legion gar nicht so schlimm, Soldat zu sein.

Ich für meine Person nahm mir vor, mich recht gut zu führen, und zwar so zu führen, daß ich sobald wie nur möglich wieder nach meiner Heimat kommen konnte. Wie und auf welchen Wegen, war für mich eine Aufgabe für die folgende Zeit. Nach der Belehrung durch den Feldwebel empfingen wir einen blauen Drilchanzug. Unsere Zivilkleidungen samt Hüten und Mützen, wurden auf einen Haufen geworfen und an einen Juden für wenige Franken verkauft. Den Erlös für diese Sachen, die doch unser Eigentum waren, verteilten der Sergeantenmajor und die Korporale untereinander.

In Marschkolonnen ging es zum Baden. Um halb elf Uhr erhielt jeder Mann ein Viertelliter Rotwein, eine Stunde später gab es Mittagessen, bestehend aus Suppe, Fleisch und Gemüse. Die Zubereitung war gut, für einen Legionär sogar sehr gut.

Um zwei Uhr erschien der Kapitän, um die jungen Legionäre, die Neulinge seiner Kompagnie, zu inspizieren. Der Kapitän war ein strammer, schneidiger Offizier. Auch er hielt eine Ansprache, in der er den Wunsch äußerte, daß ein jeder Neuling seine Pflicht tun und auf gute Führung bedacht sein möge. Viele von uns frug er nach Beruf und Alter. Der erste Eindruck von dem Mann war kein schlechter. Ab drei Uhr hatten wir bis zum Abendessen, das um halb sechs Uhr vorbefolgt wurde, Freizeit. Wir konnten uns in unserem Saale frei und ohne Aufsicht bewegen. Nach dem Abendessen — es gab wieder wie beim Mittagessen Suppe usw. — konnten wir zu Bett gehen oder aufbleiben bis neun Uhr abends, wo Zapfenstreich war.

Die Zimmerordnung wiederholte sich täglich in gleicher Aufmachung. Jeder Legionär erhielt am ersten Tage eine Leibbinde, die ständig getragen werden mußte, um dem Magen stets die gleiche Temperatur zu erhalten, was in Algerien von großer Wichtigkeit ist.

Am dritten Tage wurden wir dem Colonel, dem Oberst, vorgestellt. Er frug jeden einzelnen nach seiner Nationalität. Auch dieser Offizier war nicht übel; aber seinem untergebenen Kapitän stand er in seinem Verhalten den Leuten gegenüber nicht gleich. Noch am selben Vormittag wurden wir zwecks Impfung dem Arzt vorgeführt, der jedem Mann eine große Dosis Lymphe auf das Schulterblatt einführte. Die Injektion war derart stark und reagierte so rasch, daß mancher von uns bei ihrer Einführung ohnmächtig zusammensank.

Nach dieser Prozedur hatten wir 24 Stunden Bettruhe, die auch von den meisten wirklich gebraucht wurde. Bei mir ist ein Beschwerdegefühl oder sonstige Schmerzen nicht eingetroffen. Ich fühlte mich wohl, war munter und hatte sogar Lust, an meinem Fluchtplan zu arbeiten, der immer wieder vor meinen Augen auftauchte. Am vierten Tage hatten wir zum ersten Male Exerzierdienst ohne Waffen.

Wie an den Vortagen erschien der Korporal um halb sieben Uhr. Nachdem die gewöhnlichen täglichen Verrichtungen, wie Waschen, Kaffeetrinken usw. vorüber waren, wurden wir auf einen Exerzierplatz, der etwa 500 Meter von der Kaserne entfernt lag, geführt. Unser Korporal erklärte uns dann einige Kommandos in französischer Sprache, zeigte uns Uebungen, und bald waren wir im Drill wie auf einem deutschen Kasernenhof seligen Angedenkens. Links um! Rechts um! Einzelmarsch! Marschieren zu zweien! Später Wendungen in Sektionen usw. Für mich waren alle diese Uebungen eine Kleinigkeit. Ich kannte sie schon alle aus meiner Dienstzeit beim deutschen Militär. Manchen fiel es aber schwer. Es muß eben alles gelernt sein, sogar das richtige Gehen und Laufen!

Am nächsten Tage erfolgte unsere Versetzung in die Instruktionskompagnie. Wir empfingen Gewehr und Bajonett, waren nun also richtige Legionäre. Einige Tage später mußten wir vor dem Büro antreten, um unser Verpflichtungsgeld in Empfang zu nehmen. Jeder Legionär erhielt 250 Frank.

Viele Kameraden gingen nach Empfang des Geldes aus, um sich einmal wieder einige vergnügte Stunden zu machen. Mancher kehrte am Abend in die Kaserne zurück, ohne auch nur noch einen einzigen Frank in der Tasche zu haben. Am Tage der Ausgabe dieses Geldes ist es in der Legion eine Tradition, daß die alten Legionäre mit den jungen Geldempfängern in die Stadt gehen, um ihnen die Stadt zu zeigen. Der eigentliche Zweck des Entgegenkommens der „Alten" ist aber natürlich nur, den Geldbesitzern die Tasche etwas leichter zu machen und sich selber einige genußreiche Stunden dadurch zu verschaffen.

250 Frank ist wohl ein schönes Geld, aber eine Kunst ist es nicht, diese Summe in einem halben Tag zu verbrauchen. Denn eine Flasche Wein kostet 2 Frank, ein richtiges Vesper 6 Frank. Hat man tüchtig getrunken und gegessen, so will man doch auch noch etwas sehen. Es werden dann die verschiedenen Vergnügungslokale aller Art aufgesucht.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg